



AXEL HOLLMANN

LESEPROBE

Schlaglicht
THRILLER
DER ZWEITE FALL FÜR **JULIA WAGNER**

MIDNIGHT



Der Autor

Axel Hollmann, Jahrgang 1968, steckte schon als Kind seine Nase in jeden Science-Fiction- und Fantasy-Roman, den er in die Finger bekam. Gut, dass damals der Begriff »Nerd« noch nicht verbreitet war. Nach dem Abitur studierte er Betriebswirtschaftsleh-

re, bis das Studium (unter anderem) seiner neuentdeckten Leidenschaft für Stephen Kings Thriller zum Opfer fiel. Rechtzeitig vor seinem 30. Geburtstag machte er sein lebenslanges Hobby zum Beruf: Er wurde Mitinhaber eines Buch- und Rollenspielladens. *Schlaglicht* ist sein zweiter Thriller in der Serie um Julia Wagner. Er lebt mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen in Berlin.

Das Buch

Der zweite Fall für Julia Wagner, der toughen Reporterin aus Berlin, die sich immer wieder die Finger an Männern verbrennt. Nach einer rauschenden Premierenparty wird die Diva des deutschen Films, Katharina Hanusch, grausam ermordet aufgefunden. Ausgerechnet Kommissar Neuville, Julias Freund, ermittelt in dem Fall, so dass sie auf Infos aus erster Hand hofft. Dummerweise fühlt sich der junge Kommissar schnell ausgenutzt, und Julia muss der Fährte des Killers allein folgen. Wieder und wieder schlägt der Mörder zu, und dann wendet er sich direkt an sie. Die Reporterin soll ihn berühmt machen, sonst wird er ihre beste Freundin töten, und auch Julias Leben ist bald in Gefahr.

Axel Hollmann

Schlaglicht

Der zweite Fall für Julia Wagner

Thriller

MIDNIGHT 

Midnight by Ullstein
midnight.ullstein.de

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Originalausgabe bei Midnight
Midnight ist ein Digitalverlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Oktober 2014

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2014

Umschlaggestaltung:
ZERO Werbeagentur, München
Titelabbildung: © Finepic®
Autorenfoto: © privat

ISBN 978-3-95819-013-9

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugte Nutzung wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung,
Speicherung oder Übertragung können zivil- oder straf-
rechtlich verfolgt werden.

1.

Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich einen Arztkittel trug. Wie man Aspirin einnahm, wusste ich. Doch das war alles, was ich an medizinischen Kenntnissen vorzuweisen hatte.

Die junge Krankenpflegerin musterte mich.

Um den Hals hatte ich so ein Ding, mit dem man den Herzschlag oder die Lunge abhören konnte. Ich hätte mich beinah wie eine Chirurgin aus einer TV-Serie gefühlt, wenn der Arztkittel, den ich über meinem Red-Hot-Chili-Peppers-T-Shirt trug, nicht zwei Nummern zu groß gewesen wäre. Er reichte mir weit über die Knie. Und auf dem einen Ärmel war ein brauner Kaffeefleck.

Die Krankenpflegerin runzelte die Brauen. Vielleicht lag es an dem Kittel, vielleicht aber auch an der Kurier Tasche, die lässig über meiner linken Schulter baumelte.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie.

Sie war ein paar Jahre jünger als ich. Dreiundzwanzig oder vierundzwanzig, höchstens. Schlank und zierlich. Sie schob einen Wagen vor sich her, voll beladen mit Wäsche und Medikamenten. Mist, warum musste mir so kurz vor meinem Ziel eine neugierige Pflegerin über den Weg laufen? Ich setzte ein verbindliches Lächeln auf und hoffte, damit meine Nervosität zu überspielen.

»Doktor Julia Wagner«, sagte ich. Doktor Wagner? Das klang nicht übel. Eine Schande, dass ich in Wahrheit keine Promotion vorzuweisen hatte. Nur ein abgebrochenes Studium, und das auch nicht in Medi-

zin, sondern in Jura. Ich streckte meine Hand aus.

»Nennen Sie mich bitte Julia.«

Sie zögerte einen Moment, ehe sie meine Rechte ergriff. Hatte ich einen Fehler gemacht? Gab man als Gott in Weiß einer einfachen Krankenpflegerin nicht die Hand? Nein, vermutlich nicht.

»Tamm. Lisa Tamm.«

Sie hatte einen festen Händedruck. Wahrscheinlich kam das davon, wenn man Tag für Tag einen Wagen durch die Flure der Onkologie eines Krankenhauses schob. Betten machte. Patienten wusch. Pillen verteilte.

»Ich bin neu im Benjamin-Franklin«, sagte ich.

»Tut mir leid, aber niemand hat uns informiert, dass wir eine neue Ärztin bekommen.«

»So? Nun, das ging alles sehr schnell. Ich bin erst heute Morgen in Berlin gelandet. Deshalb auch die.«

Ich deutete auf die Tasche über meiner Schulter.

»Gestern um diese Zeit saß ich im Flughafen von Kinshasa.«

»Kinshasa?«

»Die Hauptstadt des Kongo.« Ich war noch nie in Afrika gewesen, aber am Wochenende hatte ich eine Dokumentation über die Wildtiere des Schwarzen Kontinents gesehen. »Ärzte ohne Grenzen, Sie wissen schon.«

Die junge Frau sah mich mit großen Augen an. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, mir ihren Respekt mit einer Lüge erschlichen zu haben, aber wenn man eine Story haben wollte, durfte man nicht zartbesaitet sein. Das predigte jedenfalls Andrea, meine Chefredakteurin.

»Tja«, sagte ich, »meine Koffer sind verschwunden. Vermutlich sind die gerade auf dem Weg nach Los Angeles oder Rio de Janeiro. In der Tasche ist alles, was

ich besitze. Wie auch immer, ich fürchte, ich brauche noch eine Weile, ehe ich mich hier im Benjamin-Franklin zurechtfinde.«

»Falls ich Ihnen irgendwie helfen kann ...«

Ich lächelte. »Danke für das Angebot. Das ist sehr freundlich, Lisa.« Ich deutete zu der offenen Tür hinter ihrem Rücken. »Vielleicht könnten Sie mir sagen, ob das das Zimmer von Herrn Maaßen ist.«

Sie nickte. »Ja, aber Professor Doktor Quitzow hat eben erst nach dem Patienten gesehen.«

»Komisch, dass er mir das nicht gesagt hat. Wie auch immer, wie geht es Herrn Maaßen?«

Lisa fuhr sich mit der Hand durch die Haare. »Den Umständen entsprechend. Vor zwei Tagen klagte er über Übelkeit, Schmerzen und Atemnot, deshalb wurde seine Medikation erhöht. Er bekommt jetzt 1,6 Milligramm Morphin pro Stunde, dazu drei Einheiten MCP und eine Einheit Atosil am Tag. Nachts erhält er je eine Einheit Dormicum und Psyquil. Sein Blutdruck lag heute Morgen bei 80 zu 50. Sauerstoffsättigung unter 65 Prozent. Er schläft die meiste Zeit und ist nur noch selten ansprechbar. Ich denke, es geht dem Ende zu. Meinen Sie, wir sollten die Morphindosis erhöhen?«

»Äh«, sagte ich. Keine Ahnung, ich war ein medizinischer Laie. Viel hilft viel, war mein Motto, soweit es Medikamente betraf, aber Maaßen wollte ich nicht auf dem Gewissen haben. »Ich glaube, ich werfe erst einmal einen Blick auf den Patienten. Wären Sie so freundlich, mich dafür alleine zu lassen?«

Lisa runzelte die Stirn. »Tja, wie Sie meinen. Natürlich.«

»Danke.« Ich trat an Lisa vorbei, blieb dann aber auf der Türschwelle stehen und drehte mich um. »Sagen

Sie, Lisa, hat sich seine Familie von ihm verabschiedet?«

»Seine Familie?« Die junge Krankenpflegerin schüttelte den Kopf. »Nein. Seit er auf unserer Station liegt, hat er nicht einmal Besuch bekommen.«

»Verstehe.«

Maaßen lag in einem Einbettzimmer. Das Fenster ging nach Süden hinaus. Unter uns sah ich den Teltowkanal. Dahinter irgendwelche Industriegebäude. Es war Mitte September. Nachmittag. Blauer Himmel, keine Wolke weit und breit. Die Sonne brannte durch die Fensterscheiben. Der Wetterbericht hatte etwas von 30 Grad gesagt und in dem Zimmer war es wie in einem Backofen.

Der Mann im Bett hatte Schweißperlen auf der Stirn. Ulrich Maaßen. Vor zwei Monaten war er fünfundfünfzig geworden, aber er sah wie Ende sechzig, Anfang siebzig aus. Wäre er nicht an einen Monitor angeschlossen gewesen, hätte ich nicht sagen können, ob er noch unter den Lebenden weilte. Er rührte sich kein bisschen. Er schlief. Nur der Monitor zeichnete unermüdlich jeden seiner langsamen Herzschläge auf, wachte über seine Atemzüge und seinen Blutdruck. Aus einem Infusionsbeutel sickerte eine klare Flüssigkeit durch Schläuche in seinen Arm. Ein Beutel mit dunkelgelbem Urin hing an seinem Bett. Lisa hatte recht. Mit Ulrich Maaßen ging es zu Ende.

Ich atmete tief durch, dann riss ich mich zusammen und griff nach meiner Kuriertasche und zückte meine Canon 1D Mark III. Mit zwei Handgriffen setzte ich das Weitwinkelobjektiv und den Blitz auf, wählte Blende und Belichtungszeit. Die SD-Speicherkarte war leer.

Genug Platz für ein paar hundert Fotos. Gut. Ich nahm den Plastikdeckel von dem Objektiv, spähte durch den Sucher und stellte Maaßens Gesicht scharf. Es war ausgemergelt. Die Wangen eingefallen. Die Augen tief in den Höhlen. Seine Haut war grau. Früher hatte er eine blonde, wallende Mähne gehabt. Jetzt hatte er keine Haare mehr. Die Chemo.

Ulrich Maaßen war einmal ein Frauenschwarm gewesen. Ein Schlagersänger. Damals in den 1980ern. In Deutschland mindestens so erfolgreich wie die Rolling Stones oder später Guns 'n Roses. *Sehnsucht ist wie der Wind* war sein größter Hit. Ich hatte keine Ahnung, wie viele Schallplatten er von dieser Schnulze verkauft hatte. Eine Menge. Jedenfalls genug, um ein für alle Mal ausgesorgt zu haben.

Er heiratete. Seine Frau hieß Grete und bald hatten die beiden zwei Kinder, erst Alexander und dann Veronica. Doch das Leben ist kein Schlager. Manchmal erwischt es einen hinterrücks. Zum Beispiel in Form eines Autounfalls. 1988. Der 7. Februar. Ein Sonntag. 2 Uhr nachts, auf dem Nachhauseweg von einer Party. Ich hatte die Artikel in alten Zeitungen gelesen. Ulrich Maaßen und die kleine Veronica, damals keine drei Jahre alt, blieben unverletzt. Grete wurde schwer verletzt und Alexander hatte noch weniger Glück. Er starb auf dem Weg ins Krankenhaus.

Wochenlang bestimmte der Unfall die Schlagzeilen.

Es kam heraus, dass Maaßen betrunken am Steuer gesessen hatte. Er wurde verhaftet, schließlich schuldig gesprochen und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Als er nach etwas über einem Jahr wegen guter Führung vorzeitig entlassen wurde, hatte seine Frau Selbstmord

begangen und die kleine Veronica lebte bei den Großeltern mütterlicherseits.

Was dann aus Ulrich Maaßen geworden war, wusste ich nicht. Nur durch Zufall hatte ich erfahren, dass er jetzt einsam in einem Krankenzimmer lag. Dem Tode nahe. Ohne, dass ihn jemand besuchte. Eine tragische Geschichte — und eine verdammt gute Story, jedenfalls nach den Maßstäben meiner Redakteurin.

Ich hob die Kamera, verstellte das Objektiv und schoss ein paar Halbtotale. Maaßen in seinem Bett. Eine zusammengesunkene Gestalt unter einem weißen Laken. Eine Vase mit einem Blumenstrauß auf dem Nachttisch. Die Rosen ließen die Köpfe hängen. Daneben lag eine Tüte Fruchtbonbons. Verschlossen.

Lisa Tamm hatte gesagt, Maaßen hätte keinen Besuch gehabt. Das bedeutete, jemand vom Krankenhaus hatte ihm die Aufmerksamkeiten besorgt, vielleicht von einem anderen Patienten genommen, der die Blumen und die Bonbons noch weniger als der sterbende Schlagelstar brauchte.

Ich steckte die Canon zurück in meine Tasche und wischte mir den Schweiß von der Stirn. Meine Zunge klebte am Gaumen. Ich ging um das Bett herum, riss die Bonbontüte auf und steckte mir einen Bonbon in den Mund. Einen Moment zögerte ich, doch dann steckte ich die Tüte ein. Ich liebte Süßkram, und in seinem Zustand würde Maaßen die Bonbons nicht vermissen.

Sehnsucht war wie der Wind? Vielleicht, aber hier stand die Luft wie in einem Backofen. Sie war zum Schneiden. Stank nach Desinfektionsmitteln, Krankheit und Tod. Ich schluckte und auf einmal wurde mir übel. Ich ging zum Fenster, riss es weit auf und atmete ein

paarmal tief durch. Dann betätigte ich den Schalter des Rollos, bis Maaßens Gesicht und Oberkörper im Schatten lagen. Besser. Auch wenn er es wahrscheinlich nicht mitbekommen würde. Und bald würde es eh keine Rolle mehr spielen. Bald würde es für Maaßen vorbei sein.

Ich tastete nach meinen Zigaretten, als ich von draußen Lärm hörte. Was war da los? Jemand schrie auf dem Flur. Stand vielleicht das Krankenhaus in Flammen oder drohte der Weltuntergang? Ich rückte meinen Arztkittel zurecht, durchquerte mit schnellen Schritten das Zimmer und öffnete die Tür einen Spalt.

»Was ist das nur für ein verdammter Saustall?«, hörte ich eine Männerstimme.

Ein Kerl hatte sich vor Lisa Tamm aufgebaut. Keine drei, vier Meter von Maaßens Zimmer entfernt. Er war Mitte fünfzig, kahl, aber mit einem Vollbart. Auf seiner Nase saß eine Brille mit runden Gläsern. Er trug ein beigefarbenes Hemd und eine passende Hose mit einem Kaffeefleck, der farblich zu dem Fleck auf meinem Ärmel passte. Oh, oh! Ich ahnte, was die Ursache für das Gezeter des Mannes war.

»Doktor Quitzow«, sagte Lisa. Sie klammerte sich an ihren Wagen, als wäre sie eine Ertrinkende und er ein rettendes Stück Treibholz. »Es tut mir sehr leid, aber ich habe keine Ahnung, wo Ihr Arztkittel ist.«

»*Professor* Doktor Quitzow. Und erzählen Sie mir doch nicht so etwas. Vor einer halben Stunde war er noch in meinem Zimmer und jetzt ist er verschwunden. Können Sie mir das erklären?«

Natürlich konnte sie das nicht, aber ich hätte es gekonnt. Ich hatte den Kittel genommen. Ausgeborgt, sozusagen. Aber in der Stimmung, in der sich der Herr

Professor befand, hatte ich keine Lust, die Angelegenheit aufzuklären. Ohne Frage hätte er sofort die Polizei gerufen.

Lisa presste die Lippen zusammen.

»Nun? Hat es Ihnen die Sprache verschlagen. Reden Sie, Frau Tamm.«

»Ich ... ich weiß nicht, wo er ist.«

»Dann gehen Sie ihn suchen. Los, machen Sie schon!«

Ich wollte die Tür des Krankenzimmers schließen, als Quitzow sich unvermittelt umwandte und mich bemerkte. Er starrte mich an, als wäre ich ein Gespenst. Nein, nicht mich, den Fleck auf dem Ärmel meines Kittels. Seines Kittels.

»Sie ...«, war alles, was der Herr Professor hervorbrachte.

Sein Gesicht sprach Bände. Er war kurz davor zu explodieren.

Nichts wie weg, Julia, dachte ich mir.

Ich riss die Tür des Krankenzimmers vollends auf und stürzte auf den Flur hinaus. Ehe Quitzow reagieren konnte, war ich an ihm vorbei. Der Kittel wehte, während ich den Flur in die Richtung lief, in der ich die Fahrstühle vermutete. Das Klinikum Benjamin-Franklin war ein verdammt riesiges Krankenhaus, und für mich sahen alle Flure gleich aus. Ich konnte nur hoffen, dass ich mich nicht verlief.

»Stehenbleiben!«, hörte ich Quitzow hinter mir herrufen.

Ich dachte nicht im Traum daran, ihm den Gefallen zu tun. Ich bog nach links ab, dann nach rechts. Den Getränkeautomaten da vorne hatte ich noch nie gesehen. Egal, erst einmal Abstand zu dem wütenden

Doktor gewinnen. Ich hatte in den letzten Monaten zu oft Schwierigkeiten mit der Polizei gehabt, um es jetzt auf eine Anzeige ankommen zu lassen.

Als ich um die nächste Ecke bog, wäre ich beinahe in eine Frau auf Krücken gerannt. Ich wich aus, stolperte aber über den Rollstuhl, aus dem sie sich gerade erhoben hatte, und stürzte zu Boden. Mein Ellbogen fühlte sich wie Feuer an, als ich über das Linoleum schlitterte. Ich biss die Zähne zusammen und rappelte mich auf.

»Entschuldigung!«, rief ich und rannte weiter.

Hinter mir tauchte Quitzow auf. Durch meinen Unfall hatte er aufgeholt. Ich sah, wie er der Frau eine der Krücken entriss und das Metallrohr wie einen Knüppel schwang. Er war nur ein paar Schritte entfernt.

»Sicherheitsdienst!« und »Stehenbleiben!«, schrie er.

Nur weiter so, wer schreit, kann nicht schnell laufen.

Meine Lungen keuchten, mein Herz wummerte. Ich stieß eine Flügeltür auf. Da waren die Fahrstühle. Endlich. Nur zehn Meter vor mir. Ein Türenpaar war dabei, sich zu schließen. Das würde eng werden. Schneller. Ich legte einen Endspurt ein. Gab mein Letztes. Bevor sich die Türen berührten, steckte ich meine Hand in den Spalt. Sie ruckten und glitten wieder auf. Ich sprang in die Kabine und hämmerte auf den Knopf des Erdgeschosses.

Gemächlich bewegten sich die Türen aufeinander zu.

Da war Quitzow! Nur noch ein paar Schritte entfernt.

Durch den kleiner werdenden Türspalt sah ich sein Gesicht. Es war rot wie eine reife Tomate. Ich biss mir auf die Lippen. Der Chefarzt streckte die Hand aus, doch da hatten sich die Türen schon geschlossen. Ich

spürte, wie sich der Fahrstuhl in Bewegung setzte. Erleichtert lehnte ich mich gegen die Metallwand. Sie war angenehm kühl in meinem Rücken.

Erst jetzt bemerkte ich, dass ich nicht alleine war. Ein kleiner Junge stand in der Ecke. Er trug einen Morgenmantel und einen Verband um den Kopf. Mit großen Augen starrte er mich an. Ich lächelte, griff in den Kittel und streckte ihm die Bonbontüte entgegen.

»Hier, die ist für dich.«

Er nahm sie. Ich warf einen Blick auf mein Handy. 15:05 Uhr. In fünfundzwanzig Minuten hatte ich einen Termin beim Gericht.

2.

»Hören Sie«, sagte der Mann zu der Stimme in seinem Handy, »Sie wissen doch, dass ich das Geld brauche. Es wird nicht wieder vorkommen ...«

Die Stimme schnitt ihm das Wort mit einem wütenden Redeschwall ab. Der Mann versuchte, das Gelaber auszublenden. Weshalb musste er sich überhaupt rechtfertigen? Er hatte einem Kunden gesagt, dass er ein verdammtes Arschloch war. Na und? Stimmt das vielleicht nicht?

Er stützte den Ellbogen auf einen der Stehtische. Um ihn herum herrschte geschäftiges Treiben. Zwei Techniker verlegten Stromkabel und stellten Scheinwerfer auf, andere waren damit beschäftigt, ein riesiges Filmplakat an einem Stahlrohrgerüst hochzuziehen. Der rote Teppich wurde noch einmal von Falten und Fusseln befreit und dann war da noch die Horde der Servicekräfte, die sich an dem ewig langen Buffet zu schaffen machte.

»Das war ein dummes Missverständnis«, sagt er. Was für ein Glück, dass die Schläge seiner Großmutter ihn früh gelehrt hatten, was jetzt von ihm erwartet wurde: Lügen und geheuchelte Reue. »Es tut mir wirklich leid, okay?«

Zum Glück bekam niemand hier mit, wie er sich erniedrigte. Kein Wunder, es mussten ja auch dutzende von Sektflaschen in Reih und Glied aufgestellt, Gläser und Teller zurechtgerückt und vor allen Dingen die Silberplatten mit den Kaviar- und Lachshäppchen hergerichtet werden. Unglaublich, es gab sogar eine meterhohe Figur aus Eis, die im Licht der unzähligen

Spots wie Kristall glänzte. Eine Frau in den Armen eines jungen Mannes, den Kopf zum Kuss verdreht. Dieselbe Szene wie auf dem Filmplakat.

»Hören Sie mir eigentlich zu?«, riss ihn die Stimme aus seinen Gedanken.

»Ja, natürlich. Wie gesagt, ich werde Sie nicht enttäuschen, Ehrenwort.«

Ehe er sich übergeben musste, beendete er das Gespräch. So dämlich, wie der Drecksack war, grenzte es an ein Wunder, dass er sich einen silbernen Jaguar und eine Modelfreundin leisten konnte. Mann, was hatte die für einen Arsch. Gerne hätte er sie mal so richtig hart rangenommen. Ihr die Designerklamotten von den Silikonbrüsten gerissen und ...

Plötzlich stieß ihn jemand in den Rücken.

Er fuhr herum.

Vor ihm stand eine junge Frau. Sommersprossen und eine Stupsnase. In den Händen ein Tablett mit Gläsern voll perlendem Sekt. Vermutlich eine Studentin, die sich ein paar Euro mit einem Aushilfsjob verdiente.

»Oh!«, sagte sie, »Verzeihung.«

Eines der Gläser war zu Boden gefallen und zerbrochen. Erst jetzt bemerkte er den feuchten Fleck auf seiner Hose. Es sah aus, als hätte er sich eingepisst.

»Was soll der Scheiß? Schauen Sie sich die Schweine rei an. Haben Sie denn keine Augen im Kopf?«

»Bitte entschuldigen Sie, aber Sie haben auf einmal einen Schritt zur Seite gemacht und da konnte ich nicht ausweichen.«

Sein Herz schlug schneller und das Blut rauschte in seinen Ohren.

»Verstehe, dann ist das also meine Schuld. Soll ich vielleicht auch noch das Glas bezahlen?«

»Nein, nein natürlich nicht. Bitte regen Sie sich nicht auf.«

»Dann behandeln Sie mich nicht wie den letzten Dreck. Hören Sie, ich bin nicht irgendein Arschloch, dem Sie dumm kommen können. So eine Behandlung muss ich mir nicht gefallen lassen. Von niemandem und von so einer dämlichen Kuh wie Ihnen schon gar nicht.«

Er ballte die Hand zur Faust und trat einen Schritt auf sie zu. Zufrieden sah er, wie sie erbleichte.

Jemand räusperte sich.

Es war ein Kerl in Uniform. Irgendein Heini, der für den Sicherheitsdienst arbeitete. »Alles in Ordnung?«, fragte er die junge Frau.

Sie nickte. Ihre Unterlippe zitterte.

»Gut.« Der Uniformierte legte die Hand auf den Gummiknüppel an seinem Gürtel. »Und Sie, Sie verschwinden jetzt besser. Jeden Moment müssen die Gäste kommen.«

Er biss die Zähne zusammen, um seine Wut unter Kontrolle zu bringen. Was dachte dieser Kerl, wer er war? Am liebsten hätte er ihm das Knie in die Eier gerammt und dann der Schlampe die verdammte Stupsnase eingeschlagen. Doch er riss sich zusammen und tat, worin er am besten war.

Er hob die Hände und setzte ein falsches Lächeln auf.

»Kein Problem. War nur ein Missverständnis, wirklich.«

3.

Die Verhandlung hatte gerade einmal zehn Minuten gedauert und um ein Haar wäre ich zu spät gekommen. Zum Glück war Reinhard Behnke einer der letzten, die aus dem Sitzungssaal des Familiengerichts Schöneberg auf den Flur traten. Er wurde von seinem Rechtsanwalt begleitet. Ein Scheidungsverfahren. Eigentlich nichts Besonderes, dennoch schien jeder zweite Journalist der Hauptstadt auf den Finanzsenator der Regierungskoalition zu warten.

Ich war beeindruckt, wie groß das Interesse der Presse war. Alles hatte vor einem halben Jahr mit ein paar verwackelten Fotos begonnen, die ich geschossen hatte. Jetzt stürzten sich die Reporter auf Behnke, streckten ihm Mikrofone entgegen und bedrängten den konservativen Politiker mit Fragen.

»Stimmen die Gerüchte, dass Ihre Exfrau eine Abfindung in Millionenhöhe erhält?«

»Wem wurde das Sorgerecht für die Kinder zugesprochen?«

Ich hielt mich dezent im Hintergrund. Ohne Hast zückte ich meine Kamera und verstellte das Zoom-Objektiv. Früher war der Finanzsenator der Liebling der Medien gewesen. Redegewandt und einnehmend hatte man ihn genannt. Früher. Das selbstbewusste Politikergrinsen, mit dem er Arbeitslose zu größeren Anstrengungen aufgerufen und die Schließung von Kindertagesstätten angekündigt hatte, war einem grimmigen Zug um die Mundwinkel gewichen.

Behnkes Anwalt bahnte seinem Mandanten einen Weg durch die Pressemeute.

»Kein Kommentar, Herr Behnke wird Ihre Fragen nicht beantworten.«

»Wird es eine Pressekonferenz geben?«

»Nein, nein vermutlich nicht.«

»Senator Behnke, beinah wären Sie Regierender Bürgermeister geworden. Wie fühlen Sie sich in der Rolle des kleineren Koalitionspartners?«

Keine Antwort.

»Sind Sie gerne Finanzsenator?«

Behnke schwieg. Mit unbewegtem Gesicht starrte er geradeaus. Tat, als hätte er die Fragen nicht gehört.

»Werden Sie den Vorsitz Ihrer Partei aufgeben?«

»Das Scheidungsverfahren ist Herrn Behnkes Privatanglegenheit«, sagte der Anwalt. »Es hat keine Auswirkungen auf seine politische Tätigkeit. Und nun lassen Sie uns bitte durch.«

Ich ließ die Kamera sinken. Nicht ein einziges Mal hatte ich den Auslöser gedrückt. Was für ein dämliches Blabla. Keiner wagte die Frage zu stellen, die die Öffentlichkeit seit Wochen beschäftigte. Deshalb tat ich es.

»Hey, Behnke, was hat deine Frau gesagt? Ich meine, als sie erfuhr, dass du auf minderjährige Nutten stehst?«

Der Finanzsenator verharrte, als wäre er gegen eine Wand gelaufen.

Langsam drehte er den Kopf in meine Richtung. Er presste die Lippen zusammen, als er mich erblickte. Wir hatten nie ein Wort miteinander gewechselt, aber er wusste, wem er seine Scheidung verdankte.

Behnke bleckte die Zähne.

Na endlich. Das war die Reaktion, auf die ich gehofft hatte. Ich riss die Kamera hoch. *Klick, klick*. Klasse, ich

konnte es kaum erwarten, seine wutentbrannte Visage auf der Titelseite zu sehen.

»Vielen Dank!«, rief ich.

Die Augen des Finanzsenators wurden zu Schlitzeln. Er senkte den Kopf und machte Anstalten, sich durch die Menge auf mich zu stürzen. Sein Anwalt schaltete schnell. Er legte seinem Mandanten die Hand auf die Schulter und schob ihn in Richtung Ausgang. Schade.

»Hey, Julia.«

Die Stimme kannte ich.

»Neuville!«, rief ich und wirbelte herum.

Der junge Kriminaloberkommissar hatte sich kein bisschen verändert. Dunkle Haare. Schlank. Ein T-Shirt, Jeans und Sneakers. Die Hände in den Hosentaschen. Dazu die vorwitzige Haarsträhne, die ihm in die Stirn fiel.

»Was machst du denn hier?«, fragte ich.

»Das Übliche. Eine Aussage in einem Sorgerechtsfall. Der Ehemann will die Kinder, nachdem er vor drei Monaten seine Frau mit dem Messer bedroht hat.« Er fuhr sich mit der Hand durch die Haare. »Na ja, und dann habe ich dich gesehen.«

»Hast du Zeit?«

Er zuckte mit den Schultern »Ich weiß nicht, mal überlegen. Ich wollte noch meine Bude aufräumen, den Abwasch machen, die Fenster putzen ...«

»Ha, ha.«

Neuville hob die Hände und grinste. »Schon gut, schon gut, für dich verschiebe ich das aufs Wochenende.«

»Ich kenne eine Imbissbude um die Ecke. Komm, ich lad dich zu einer Currywurst und einem Bier ein.«

»Und du bist jetzt bei der Ersten?«, fragte ich Neuville.

le eine gute Stunde später. Damit meinte ich die 1. Abteilung des Landeskriminalamts Berlin. Die Abteilung für Delikte am Menschen.

Er nahm einen tiefen Schluck aus seiner Bierflasche. Es war seine dritte. »Ja, seit einem halben Jahr. Ich und Heinz. Es läuft eigentlich ganz gut, aber ich vermisse die Kollegen von früher. Selbst Wittmann.«

Er stützte sich mit dem Ellbogen auf unseren Stehtisch. Die Sonne ging hinter den Häusern auf der anderen Straßenseite unter und der Bürgersteig glühte von der Hitze des Tages. Mir fiel auf, dass es spät geworden war. Ich griff nach meiner Schachtel Zigaretten. Heute Morgen hatte ich die Packung angebrochen und jetzt war nur noch eine einzige drin. Ich zündete sie mit meinem Zippo an und nahm einen tiefen Zug. Dann legte ich den Kopf in den Nacken und ließ einen Rauchkringel in den wolkenlosen Himmel steigen.

»Selbst Wittmann? Erzähl keinen Scheiß.«

Bereits zu meiner Zeit war der Kommissar bei seinen Untergebenen als Bürohengst und Kotzbrocken verschrien gewesen. Es schien eine Ewigkeit her zu sein, dass ich dem LKA wegen einer unglücklichen Beziehung den Rücken gekehrt hatte, aber wenn ich Neuvilles Erzählungen glaubte, war das noch immer so.

»Nein, im Ernst.«

»Wie kommt's?«

»Sandra Ahrens.«

»Wer?«

»Kriminaloberkommissarin Sandra Ahrens. Sie ist der aufsteigende Stern in der Keithstraße. Die da oben lieben sie. Eine Frau. Klug. Effektiv. Sieht nicht nur verdammt gut aus, sondern weiß auch, was sie will.«

»Du meinst, diese Sandra Ahrens ist deine Vorgesetzte?«

Neuville verzog das Gesicht. »Tja.«

Ich konnte mir ein Lachen nicht verkneifen. »Klasse. Ausgerechnet so ein Aufreißer wie du muss sich jetzt von einer Frau sagen lassen, was Sache ist. Das ist lustig, wirklich.«

»Sei nicht so zickig, Julia. Du bist doch nur sauer, weil ich dich abserviert habe.«

»Das hättest du wohl gerne«, sagte ich und boxte ihm auf die Schulter. »Wer hat denn wem den Laufpass gegeben? Hast du echt gedacht, ich würde es mit so einem Frauenhelden wie dir lange aushalten? Nein, mit dir Schluss zu machen, war die beste Entscheidung meines Lebens.«

Wir grinsten uns gegenseitig an.

Drei Monate hatten wir es miteinander versucht, aber eigentlich war Neuville und mir immer klar gewesen, dass das mit uns nicht funktionieren konnte. Wir waren im Guten auseinandergegangen, wollten Freunde bleiben, hatten uns jedoch nach einer Weile aus den Augen verloren.

Ich hatte meine Pommes bereits verschlungen, deshalb schnappte ich mir ein paar von seinen. Schön, dass wir uns wiederbegegnet waren.

»Erzähl mal«, sagte ich. »Wie sieht sie aus?«

»Sandra?« Er zuckte mit den Schultern. »Was soll ich sagen? Blond. Blauäugig.«

»Schau an. Das klingt, als wäre sie dein Typ. Was ist mit ihrem Hintern und den — du weißt schon.«

Neuville rollte mit den Augen. »Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich denken, du wärst eifersüchtig.«

Ich lachte. »Komm, gib es doch zu, du bist verknallt.«

»Keine Chance, Julia. Nein, ehrlich. Du kannst dir nicht vorstellen, was Sandra Ahrens für ein Drache ist. So was von korrekt, man hält es nicht für möglich. Keinerlei Sinn für Humor, dafür kennt sie jeden verdammten Satz der Dienstverordnung auswendig. Kein Wunder, dass die da oben auf sie stehen.«

»Du willst sie also nicht flachlegen?«

»Ganz bestimmt nicht. Sie ist so kalt wie ein Eiszapfen. Ich kann nur hoffen, dass man sie befördert. Wenn es nach mir ginge, am besten zu einer anderen Dienststelle. Vielleicht zu den Kollegen von der Wirtschaftskriminalität. Das würde passen.« Er leerte seine Flasche, stellte sie vor sich und wischte sich mit dem Handrücken den Schaum vom Mund. »Egal, wie ist es dir so ergangen? Hast du vielen Männern den Kopf verdreht?«

»Einigen«, sagte ich und das war nicht gelogen.

»Und, was macht der Job? Sieht so aus, als würdest du dich nicht schonen.« Er deutete auf die Schürfwunden an meinen Ellbogen.

Ich nahm einen letzten Zug von meiner Zigarette und schnippte die Kippe auf den Bürgersteig.

»Weißt du, was der Horst-Nassau-Preis ist?«

Neuville schüttelte den Kopf.

Ich seufzte. »Ich fasse es nicht, den kennt doch jeder.«

»Ich nicht. Lässt du mich dumm sterben oder erklärst du mir, worum es geht.«

»Der Horst-Nassau-Preis ist eine Auszeichnung für Journalisten«, sagte ich und schnappte mir noch ein paar von Neuilles Pommes. Ich hatte keinen Hunger,

aber irgendwie konnte ich nicht die Finger von ihnen lassen.

»Und?«

»Die Auszeichnung für Journalisten. So etwas wie der Oskar oder eine Goldmedaille bei den Olympischen Spielen. Der deutsche Pulitzer-Preis, wenn du so willst.«

»Okay«, sagte Neville. Er klang nicht besonders beeindruckt.

»Pass auf, wer den Horst-Nassau-Preis gewinnt, der hat es geschafft. Für einen Reporter gibt es nichts Größeres. Er wird einmal im Jahr verliehen. Für die beste Dokumentation, das beste Pressefoto und so einen Kram. Und natürlich gibt es auch eine Auszeichnung für den besten Journalisten.« Ich schnappte mir den letzten Pommies, tunkte ihn in den Ketchup und schob ihn mir dann in den Mund. »Oder die beste Journalistin.«

»Verstehe.« Neville grinste. »Und in diesem Jahr bist du auf diesen Preis scharf.«

»Ja.« Ich warf Neville einen scharfen Blick zu. »Na und? Was ist so komisch daran?«

»Nichts. Ich hätte nur nicht gedacht, dass du so ehrgeizig bist. Pass nur auf, dass dich das nicht in Schwierigkeiten bringt. Wieder irgendwelche gewalttätigen Rocker, über die du berichten willst?«

»Nein, nein, keine Sorge. Zurzeit bin ich an einer Story über einen Schlagersänger dran.«

»Wie bitte?«

»Einen Schlagersänger. Ulrich Maaßen.«

»Der Name sagt mit nichts.«

»Kein Wunder, du bist nicht seine Zielgruppe.«

»Zu jung und keine Frau?«

»Genau. Wie auch immer, die Geschichte ist heiß«, sagte ich und erzählte Neville von meinem Besuch im Klinikum Benjamin-Franklin, von Ulrich Maaßen, dem Tod seines Sohnes und seiner Frau. Als ich endete, war es so dunkel geworden, dass ich Neville kaum erkennen konnte.

»Nun«, fragte ich, »was hältst du davon?«

Er griff nach seinem Bier, wollte einen Schluck nehmen, aber die Flasche war leer. Er verzog das Gesicht und stellte sie wieder zurück.

»Nun ...«, sagte er gedehnt, »meinst du im Ernst, dass du mit so einem Kram einen Preis gewinnen kannst?«

»Womit denn sonst?«, fragte ich. »Vielleicht mit irgendwelchen Bildern von Hundebabys? Oder einer Reportage über die Herbstmode?«

Neville zuckte mit den Schultern. »Was weiß ich? Ich finde nur, dass deine Story nicht besonders spektakulär ist.«

»Wie bitte? Sie hat alles, was sie braucht. Einen Prominenten. Das zieht immer. Dann ein tragischer Unfall, ein totes Kind, ein Selbstmord und dazu ein Rätsel: Was hat Ulrich Maaßen in den Jahren seit seinem Gefängnisaufenthalt getrieben? Er war wirklich populär. Eine Berühmtheit, aber er ist einfach so von der Bildfläche verschwunden.«

»Okay, dann will ich es mal anders formulieren, Julia. Kommt dir das nicht ein bisschen skrupellos vor? Ich meine, einen todkranken Mann für deine Karriere einzuspannen?«

Eine gute Frage. Ich stellte sie mir nicht zum ersten Mal, aber vor Neville wollte ich tough tun.

»Memme, so ist das Business eben. Ich gebe unseren Lesern nur, was sie wollen. Komm schon, sei nicht naiv,

das machen doch alle. Wann hast du das letzte Mal deinen Fernseher eingeschaltet?«

Neuville schwieg. Er sah nicht überzeugt aus.

»Weißt du«, sagte ich, »ich überlege, ob ich nicht mit Maaßens Tochter sprechen sollte. Ein paar Fotos von ihr schießen. Ihr die Möglichkeit geben, zu der Geschichte Stellung zu beziehen. Was meinst du? Vielleicht weiß sie was. Von dem Unfall. Und von dem, was ihr Vater seitdem gemacht hat.«

»Meinst du, dass sie mit dir reden wird?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Klar, warum nicht? Jeder will einmal in seinem Leben im Rampenlicht stehen. Und für sie ist das die Chance, ihre Sicht der Dinge zu erzählen. Wie sie sich als Kind gefühlt hat. Ohne Mutter, ohne Bruder, und mit Daddy im Gefängnis.«

»Ich weiß nicht ...«

»Was weißt du nicht?« Allmählich wurde ich ungehalten. Wie kam er dazu, mir Gewissensbisse einzurenden und meine Story schlechzumachen? Sagte ich ihm, wie er seine Polizeiarbeit zu erledigen hatte?

»Findest du nicht, dass du wegen der Sache Schwierigkeiten bekommen könntest?«

»Schwierigkeiten? Weshalb sollte ich?«

»Nun, du hast dich ins Krankenhaus eingeschmuggelt und einen Arzt bestohlen. Und vor allen Dingen hast du ohne Zustimmung von Maaßen Fotos geschossen, die du nun veröffentlichen willst. Ich kenne mich nicht im Medienrecht aus, aber ...«

»Dann solltest du besser die Klappe halten. Meinst du im Ernst, dass Maaßen zu einem Rechtsanwalt rennt, um mich zu verklagen? Hast du mir nicht

zugehört? Der Mann ist so gut wie tot. Es wäre ein Wunder, wenn er noch einmal zu Bewusstsein kommt.«

»Und seine Angehörigen?«

»Es gibt nur seine Tochter und wie gesagt, die will nichts von ihm wissen.« Ich schüttelte den Kopf und beugte mich über den Tisch. »Neuville, du musst dir keine Sorgen machen. Selbst wenn ein Wunder geschieht, wenn Maaßen die Augen öffnet und mich verklagt, na und? Die Strafe zahlt die Zeitung aus der Portokasse. Das ist es allemal wert. Was glaubst du, wie oft so was vorkommt? Ein Skandal ist gut für die Auflage. Für die Auflage und für mich.«

Ich atmete tief durch. Was Neuville gesagt hatte, hatte mich getroffen. Komisch.

»Egal«, sagte ich, »lass uns über etwas anderes reden. Wir wollen uns doch nicht den Abend verderben. Erzähl mal, Neuville, was macht dein Privatleben?«

Er grinste. »Du meinst, wie es mit mir und den Frauen aussieht? Wenn du es genau wissen willst, im Moment bin ich solo.«

»Solo? Du? Was ist mir dir los?«

»Keine Ahnung. Ich habe einfach eine Menge um die Ohren. Meine neue Chefin hält mich ziemlich auf Trapp, und wenn ich abends nach Hause komme, will ich nur noch ins Bett. Allein.«

Ich boxte ihm auf die Schulter. »Das kannst du mir nicht erzählen. Was ist los? Warst du verliebt und bist abserviert worden?«

»Keine Sorge, du hast mir nicht das Herz gebrochen, falls du das andeuten willst. Ich denke, es liegt daran, dass ich älter geworden bin. Reifer. Kann sein, dass ich jetzt so was wie eine ernsthafte Beziehung suche.«

»Du? Lächerlich, das solltest du besser sein lassen. Glaub mir, das bekommt dir nicht.«

»Was weißt du schon?«

Eine Weile saßen wir einfach nur da, tranken und schwiegen. Auf der Grunewaldstraße drängte sich der Feierabendverkehr. Ich wusste nicht weshalb, vielleicht lag es an der Hitze, vielleicht an dem Alkohol, aber auf einmal legte ich meine Hand auf seine. Als er es bemerkte, wandte er sich zu mir um. Ein paar Herzschräge lang musterte er mich mit einer unergründlichen Miene.

»Du hast mir gefehlt«, sagte er schließlich.

Komisch. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, aber er mir auch.

Ich ergriff seine Hand und führte sie zu meiner Taille. Neuville lächelte und zog mich zu sich. Ich kannte den Geruch seines Aftershaves. Ich wusste, wie sich sein Körper anfühlte. Als er mich küsste, kitzelte seine Haarsträhne meinen Nasenrücken.

»Zu mir oder zu dir?«, fragte er. Seine Hände wanderten meinen Rücken hinab.

Im Moment war ich nicht in der Lage, solche schwierigen Entscheidungen zu treffen. Stattdessen presste ich mich an ihn, fuhr mit den Fingerspitzen die Kurven seines Halses entlang.

»Du hast es ja eilig. Dann eben zu dir.«

Plötzlich klingelte ein Handy.

Seines.

Er fluchte, ließ mich los und trat einen Schritt zurück. Neuville griff in seine Hosentasche und zog sein Telefon heraus. Er warf einen Blick auf die Nummer und verzog das Gesicht.

»Ja?«, meldete er sich.

Ich biss mir auf die Lippen. Was war das eben gewesen?

Neuilles Gesicht verfinsterte sich, während er dem Anrufer lauschte. »Komm schon, ich hab frei. Verstehe. Eine halbe Stunde. Ja, klar, ich beeil mich.« Dann beendete er das Gespräch.

»Ein Einsatz?«, fragte ich.

Er seufzte. »Ja. Das war Sandra Ahrens. Jemand ist ermordet worden. Die Tiefgarage am Potsdamer Platz. Scheint dringend zu sein.«

»Schade, war schön, dich mal wiederzusehen.«

»Ja, das war es.«

Wie zufällig berührte ich seinen Arm. »Was meinst du, sieht man sich mal wieder?«

»Gerne, aber ich muss mich jetzt wirklich auf den Weg machen. Das Opfer ist irgendein Promi, deshalb die Aufregung. Mein Wagen steht beim LKA. Ich muss mir ein Taxi rufen.«

Irgendein Promi? In meinem Kopf arbeitete es.

»Du, ich bin mit meiner Maschine unterwegs«, sagte ich. »Wenn du willst, kann ich dich fahren.«

Er winkte ab. »Das musst du nicht.«

»Ist für mich kaum ein Umweg.«

»Okay. Danke.«

Ich drehte mich um, damit Neuville nicht sah, dass ich grinste. Gut, dass ich meine Canon dabei hatte, vielleicht würde sich ja etwas ergeben.

4.

Die Tiefgarage am Potsdamer Platz war wie ausgestorben. Sie erinnerte mich an ein außerirdisches Raumschiff, dessen Besatzung von Bord gegangen war. Überall Rohre und Kabel. Der kaum wahrnehmbare Geruch von Benzin. Dazu weiße Betonsäulen mit einem orangeroten Streifen in der Mitte. Mitternacht war gerade vorbei. Meine Yamaha rollte durch menschenleere Gänge. Das Röhren ihrer vier Zylinder hallte von der niedrigen Decke wieder. Hier unten war es nach der Hitze des Tages angenehm kühl. Neuville saß hinter mir, die Arme hatte er um meine Hüfte gelegt.

»Da«, sagte er und deutete geradeaus.

Fünfundzwanzig Meter vor uns befanden sich die Fahrstühle. Zu dieser Zeit waren die meisten der Parkplätze leer, doch dort drängelten sich die Fahrzeuge wie auf dem Hof eines Gebrauchtwagenhändlers.

Ich sah mehrere Limousinen – die meisten von Daimler oder BMW –, einige Sportwagen und sogar ein gelber Ferrari, der neben einem Rettungswagen der Feuerwehr parkte. Dann waren da noch die Einsatzfahrzeuge der Polizei: ein paar Streifenwagen in Blau und Silber, der Van der Kriminaltechnik und zwei Wagen in Zivil mit Blaulichtern auf dem Dach. Ein Bereich war mit einer rotweißen Flatterleine abgesperrt. Was dort vor sich ging, konnte ich nicht erkennen, denn trotz der Uhrzeit stand eine Meute von Gaffern vor der Absperrung und versperrte mir den Blick.

Ich parkte meine Maschine neben einem BMW.

Neuville und ich stiegen von der Sitzbank. Ich nahm meinen Helm ab und legte ihn auf den Benzintank.

»Danke, Julia, dass du mich gebracht hast.« Er fuhr sich mit der Hand durch seine Haare, die vom Fahrtwind verstrubbelt waren. »War ein schöner Abend. Hast du meine Telefonnummer? Ich würde mich freuen, wenn du dich mal meldest.«

»Klar.« Ich deutete mit dem Daumen in Richtung der Flatterleine. »Was dagegen, wenn ich dir noch ein bisschen Gesellschaft leiste? Ist eine Weile her, dass ich mal an einem Tatort war.«

Neuville sah zur Seite. »Tja, ich denke, es wäre besser, wenn du nach Hause fährst. Du weißt ja, wie das ist.«

»Nein«, sagte ich, »das weiß ich nicht.«

»Du hast es ja gesagt, das ist ein Tatort.«

»Na und?«

»Da darf nicht jeder einfach so herumspazieren.«

»Ich bin nicht jeder.«

»Julia, so habe ich das nicht gemeint.«

»Ich weiß, wie ich mich zu benehmen habe. Glaubst du, ich würde euch irgendwelche Spuren versauen? Komm schon.«

Neuville atmete tief durch. »Das ist es nicht.«

»Was ist es dann?«

»Wenn es nach mir ginge, wäre das kein Problem, aber ...«

Natürlich wusste ich, dass er im Recht war. Ich hatte hier nichts verloren. Aber wenn er mich für skrupellos hielt, warum sollte ich mich dann anders verhalten? Die Aussicht auf eine Story ließ mich meine Gewissensbisse vergessen. Zum Glück wusste ich, welche Knöpfe ich bei Neuville zu drücken hatte.

»Verstehe«, sagte ich. »Du hast Angst vor deinem neuen Boss. Wie heißt sie doch gleich?«

»Ahrens. Sandra Ahrens.«

Ich schüttelte den Kopf. »Weißt du, wie lächerlich das ist? Ich hätte nicht gedacht, dass so ein Kerl wie du den Schwanz einzieht. Ich meine, seid ihr verheiratet oder was? Mann, du stehst ja echt unter dem Pantoffel.«

»Das ist nicht wahr.«

»Tatsächlich? Dann stell dich nicht so an. Ich werde mich benehmen, okay?«

»Keine Fotos.«

»Nein, natürlich nicht.«

»Versprochen?«

»Versprochen.«

Neuville seufzte. »Oh, Mann. Ich weiß, dass ich das bereuen ...«

»Herr Kriminaloberkommissar.«

Die Stimme erkannte ich sofort. Es war Heinz Ende. Wir kannten uns von früher. Ende stand auf der anderen Seite der Polizeiabsperrung, hatte beide Hände in die Höhe gereckt und winkte, sonst wäre er hinter den Schaulustigen nicht zu sehen gewesen.

»Ich komme«, rief Neuville und setzte sich im Laufschrift in Bewegung.

Er bahnte sich einen Weg durch die Menge und ich folgte ihm.

Alle waren in vornehmer Abendgarderobe, als wären sie gerade von einem Ball oder Diner gekommen, mit Manschettenknöpfen aus Gold und prallem Perlenschmuck. Ich glaubte, das eine oder andere Gesicht aus dem Boulevardteil der Zeitung zu kennen.

Dazu gesellten sich ein paar Kollegen von der Presse, einige mit Fotoapparaten in den Händen.

Ich warf einen Blick über die Flatterleine.

Nein, der Rettungswagen und die Polizeifahrzeuge standen so, dass man von dieser Seite der Absperrung keine Fotos vom Tatort schießen konnte. Was für ein Glück, dass ich Neuville hatte.

»Gut, dass Sie da sind«, sagte Ende.

Er rückte sich seine Brille zurecht. Mit den kleinen, runden Gläsern sah er mehr wie ein Buchhalter als wie ein Kommissar des Landeskriminalamts Berlin aus.

»Es blieb mir ja nichts anderes übrig«, sagte Neuville.

Ein Mann, der aufgeregt in sein Handy sprach, versperrte mir den Weg. »Tot, hörst du? Das ist alles, was ich weiß.« Mit dem Ärmel seines Sakkos fuhr er sich über die Stirn. Sein Gesicht war bleich.

»Entschuldigen Sie«, sagte ich, »darf ich mal?«

Ich drängelte ihn mit dem Ellbogen beiseite und stellte mich neben Neuville.

Neuville kratzte sich verlegen am Hinterkopf. »Äh, ich glaube, du kennst Julia.«

Heinz Ende sah mich durch seine dicken Brillengläser an. Ein schüchternes Lächeln umspielte die Lippen des Kommissars. Ich nickte ihm zu. Er senkte den Blick.

»Schön Sie zu sehen, Frau Wagner.«

»Heinz«, sagte Neuville, »Julia und ich wollten uns eigentlich einen netten Abend machen. Du weißt ja, dass ich frei habe, aber wenn wirklich Not am Mann ist ... Wie auch immer, sie war so freundlich, mich herzufahren, deshalb habe ich sie mitgebracht. Ist das für dich in Ordnung?«

Heinz zögerte einen Moment. Er fuhr sich mit der

Zungenspitze über die Lippen, dann sah er erst mich und schließlich Neville an. »Äh, haben Sie das mit Kommissarin Ahrens besprochen?«

»Nein, weshalb sollte ich das? Ich nehme es auf meine Kappe, Heinz. Wenn Sandra etwas sagt, kläre ich das. Okay?«

»Wie Sie meinen.«

Ende hob die Flatterleine. Wir duckten uns unter ihr hindurch.

»Danke, Heinz«, sagte ich. »Ich freue mich, Sie mal wieder zu sehen.«

»Genug geplaudert«, sagte Neville, »worum geht's?«

»Eine Leiche«, sagte Heinz Ende. »Die Umstände lassen auf einen Mord schließen. Das Opfer heißt Hanusch. Katharina Hanusch.«

»Wow«, sagte ich.

Neville deutete auf einen erleuchteten Schaukasten neben den Fahrstühlen. »Die Schauspielerin?«

Heinz Ende nickte. »Ja, Herr Kriminaloberkommissar.«

In dem Schaukasten hing das Werbeplakat eines Films. *Briefe aus Marokko* stand über einem jungen Mann und einer etwas älteren Frau. Er hielt sie in den Armen. Sie wandte den Kopf wie zu einem Kuss um. Im Hintergrund die Kulisse einer orientalischen Stadt.

Den Mann kannte ich nicht. Er war groß und blond. Gutaussehend, so wie tausend andere auch. Ein Gesicht, das man schnell wieder vergaß. Die Frau aber war Katharina Hanusch, und sie vergaß man nicht.

In den letzten zehn Jahren hatte sie in jedem erfolgreichen deutschen Film mitgespielt, meist in seichten Komödien, die sich dann aber als Kassenschlager entpuppten. Ich konnte mich nicht erinnern, wie ihr

erster Film hieß, doch schon für diesen hatte sie ein halbes Dutzend Preise abgestaubt. Seitdem war sie ein regelmäßiger Gast in sämtlichen Klatschmagazinen. Wenn mich nicht alles täuschte, hatte ich vor einem Jahr ein paar Bilder von ihr auf dem roten Teppich bei der Bambiverleihung geschossen. Die Hanusch war groß und blond. Ein Typ wie die junge Marlene Dietrich, sagte man. Unnahbar. Ein Star. Und jetzt war sie tot. Ermordet. Unfassbar, was für eine Nachricht. Was für eine Chance.

»Was ist geschehen?«, fragte Neville. »Der Reihe nach.«

Heinz Ende räusperte sich. Er griff in sein Jackett, zog ein schwarzes Notizbuch hervor und blätterte durch die Seiten.

»Heute Abend war hier am Potsdamer Platz die Premiere von Frau Hanuschs neuem Film. Sie war der Ehrengast. Die Veranstaltung hat um 17 Uhr begonnen. Es waren rund 400 Gäste geladen.«

»Verstehe«, sagte Neville. »Das erklärt dann wohl die da.« Er nickte zu den Schaulustigen vor der Polizeiabspernung. »Machen Sie weiter.«

»Gegen 19 Uhr war die Vorführung des Films beendet. Es gab einen Empfang. Mit Musik, Sekt und einem Buffet.«

»Soweit irgendwelche besonderen Vorkommnisse?«

»Ja.« Ende rückte sich die Brille zurecht. »Mehrere Zeugen haben berichtet, dass es einen heftigen Streit zwischen Frau Hanusch und einem Herrn Goll gab.«

»Goll? Wer ist das?«

»Ein Schauspieler«, mischte ich mich in die Unterhaltung der beiden ein. »Arno Goll. Vor drei, vier Jahren hat er sich von seiner zweiten Frau scheiden lassen. Na

ja, sie sich von ihm, um genau zu sein. Eine hässliche Geschichte, die damals für ziemlichen Wirbel in den Klatschspalten gesorgt hat. Wenn man den Gerüchten trauen darf, hatte er mehrere Affären.«

Neuville warf mir einen warnenden Blick von der Seite zu, der wohl so viel heißen sollte wie: Misch dich nicht ein, Julia.

»Das ist korrekt«, sagte Ende, der immer noch die Nase in seinem Notizbuch hatte. »Und seit zwei Jahren ist er mit Frau Hanusch zusammen.«

»Okay«, sagte Neuville. »Was war das für eine Auseinandersetzung? Worum ging es?«

»Tut mir leid, doch das konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Ich weiß nur, dass Frau Hanusch mit einem Sektglas und mehreren Tellern nach Herrn Goll geworfen hat. Zeugen meinten, die beiden wären ziemlich betrunken gewesen. Er verließ daraufhin die Premierenveranstaltung. Das war wohl gegen 19.30 Uhr.«

»Hm«, Neuville fuhr sich mit den Fingern durch die Haare. »Wurde er schon vernommen?«

»Nein. Kommissarin Ahrens versucht herauszufinden, wo er sich im Moment befindet. Bisher ohne Erfolg.«

Ende nickte zu einer Frau, die etwas abseits des Durcheinanders stand. Lange, blonde Haare. Ein Pferdeschwanz. Jeans. Ein T-Shirt und Turnschuhe. Mittelgroß. Schlank. Sie sah nicht schlecht aus, nein, wirklich nicht. Um ehrlich zu sein, war sie sogar scharf, verdammt scharf. Ein Wunder, dass Neuville noch nicht versucht hatte, sie anzugraben. Obwohl er – so wie ich ihn kannte – es vermutlich probiert hatte und gnadenlos abgeblitzt war. Vielleicht erklärte das, weshalb er sie nicht leiden konnte.

Sandra Ahrens war in ein Gespräch vertieft. Der Kerl, mit dem sie sprach, trug einen Blaumann, in der Hand hielt er eine Werkzeugtasche. Er deutete auf eine schwarze Plastikhalbkugel an der Decke über dem Parkscheinautomaten: eine Überwachungskamera. Die Kommissarin hatte weder Neuville noch mich bemerkt. Ich drehte mich so, dass ich ihr den Rücken zuwandte. Besser, wenn das so blieb.

»In Ordnung«, sagte Neuville. Auch er schien froh zu sein, dass seine Kollegin mit anderen Dingen beschäftigt war. »Wann wurde die Leiche gefunden?«

»Gegen 20 Uhr. Dort drüben.« Ende deutete in Richtung des Rettungswagens. »Von einem Pärchen, das zu seinem Auto wollte. Die beiden haben sogleich den Notruf verständigt. Um 20.28 Uhr trafen die Kollegen der Schutzpolizei und die Rettungssanitäter ein. Die Sanitäter haben noch versucht, das Opfer wiederzubeleben, doch das war zwecklos.«

»Wissen wir etwas zu der Todesursache?«

Ende blätterte durch die Seite seines Notizbuchs. Ich sah, wie er schluckte. »Frau Hanusch hat Würgespuren am Hals sowie die für das Erdrosseln typischen Einblutungen im Gesicht, den Lidern und Augen. Ebenso wurde sie mit dem Kopf gegen einen der Betonpfeiler geschlagen. Mehrfach. Einer der Sanitäter meinte, sie hätte mehrere Frakturen des Schädels.«

»Das sieht nach einer Affekttat aus. Und wenn sie so zugerichtet wurde, muss der Täter kräftig gewesen sein. Vermutlich ein Mann. Wir müssen dringend mit diesem Goll sprechen.« Neuville räusperte sich. »Sag mal, ist das dort drüben Frau Hanuschs Wagen?«

Er deutete auf die Frontpartie des gelben Ferraris,

der hinter dem Rettungswagen der Feuerwehr hervorlugte.

»Ja, der Wagen gehört Frau Hanusch. Gehörte, meine ich. Sie war wohl auf dem Weg vom Fahrstuhl zu ihrem Fahrzeug, als sie angegriffen wurde. Die Kollegen haben einen Parkschein in ihrer Hand gefunden.«

Ich sah, dass die Jungs von der Kriminaltechnik bei dem Ferrari zugange waren.

»Der Mord muss zwischen 19.50 Uhr und 20.00 Uhr stattgefunden haben«, sagte Ende. »Zeugen haben zu Protokoll gegeben, Frau Hanusch hätte kurz vor acht die Party verlassen. Sie wollte nach Hause. Sie meinte, sie fühle sich nicht wohl.«

»Ich vermute mal, dass es für den Mord keine Augenzeugen gibt?«

»Richtig, Herr Kriminaloberkommissar.«

Neuville deutete auf die Plastikhalbkugel. »Und die Überwachungskamera?«

»Soweit ich weiß, gibt es da irgendwelche Schwierigkeiten. Kommissarin Ahrens versucht, das zu klären.«

»Okay, was machen die Kollegen von der KT?«

»Die Kriminaltechnik müsste bald fertig sein. Möchten Sie selbst einen Blick auf die Leiche werfen?«

Neuville nickte, dann wandte er sich zu mir um.

»Denk daran, du hast versprochen, dich zu benehmen.« Er sagte es so leise, dass Ende es nicht hören konnte.

»Pierre, du kannst dich auf mich verlassen.«

»Na schön, dann komm.«

Mehr unter midnight.ullstein.de